

ZUR PERSON

„Winnetou“ Herz ist längst nicht müde

Er sieht trotz seines hohen Alters immer noch so stattlich aus wie ein Indianerhäuptling – und wird in Deutschland noch genauso verehrt: Pierre Brice feiert heute seinen 85. Geburtstag.

VON CHRISTINE PÖHLMANN

Paris (AFP) Ein bisschen verrückt ist das schon: In Deutschland hat Pierre Brice, als „Winnetou“ das Indianerbild ganzer Generationen geprägt. In seiner Heimat Frankreich, in der er mit seiner deutschen Frau Hella lebt, ist der bretonische Schauspieler dagegen weitgehend unbekannt. Hierzulande dagegen nahm ihn die Jugendzeitschrift „Bravo“ dutzende Male aufs Titelblatt, erhielt er zweimal den begehrten „Bambi“ und später sogar das Bundesverdienstkreuz.

1962 hatte Brice in „Der Schatz am Silbersee“ erstmals den „Winnetou“ gespielt. Obwohl er zuvor von dem Buchautor Karl May noch nie etwas gehört hatte, wurde er über Nacht zum Star. Selbst über den Tod des Apachenhäuptlings in „Winnetou 3“ hinaus wurde die erfolgreiche Serie fortgesetzt – nicht zuletzt aufgrund von wütenden Protesten der Fans. Insgesamt spielte Brice in elf Filmen bis Ende der 1960er-Jahre den Indianerhäuptling.

Vor einigen Jahren haderte er noch mit der Festlegung auf diese Figur: „Ganz Europa sprach damals über mich, ich hätte jede Rolle bekommen können“, berichtete er.

Nach dem Ende der Karl-May-Verfilmungen spielte er zwar in anderen Filmen, doch reichten sie alle nicht an seinen größten Erfolg heran. Mitte der 1970er-Jahre kehrte er daher bei den Karl-May-Festspielen zu seiner „Winnetou“-Rolle zurück. Und demnächst will er mit seiner Frau auch in deren Heimat umziehen. „Meine ewigen Jagdgründe liegen in Deutschland“, sagt er dazu.



Wird heute 85: Pierre Brice mit seiner Frau Hella Foto: dpa

Junge polnische Familien entdecken die Uckermark als Wohnort / Die entvölkerte Region bekommt dadurch neuen Schwung

Die Deutschen kaufen uns auf, fürchteten die Polen vor dem EU-Beitritt. Es kam aber ganz anders: Jetzt sind es die Polen, die in Deutschland Land und Häuser kaufen und entvölkerte Gemeinden beleben. Mit Vorteilen für beide Seiten.

VON JOANNA STOLAREK

Gartz (MOZ) Der Nordosten Brandenburgs begrüßt die Besucher mit viel Landschaft und wenig Mensch. Hier endet die Welt, sagen die einen. Hier ist das „gelobte Land“, sagen die anderen. Fakt ist: Die Uckermark leidet unter der Abwanderung.

Doch Radoslaw Popiela gehört mit seiner Familie zu denen, die in der Grenzregion unweit von Gartz ihr Paradies gefunden haben. Als er vor sechs Jahren mit seiner Frau Dominika durch die Uckermark fuhr, verliebte sich das Paar in den kleinen Ort Rosow und das alte Haus im Schmiedeweg. Rosow gehört zum Amt Gartz, das rund 267 Quadratkilometer umfasst und nur 7000 Einwohner hat. Etwa 700 von ihnen sind aus Polen. Ihre Geschichte beginnt oft mit Hilfe der Popielas.

Die Familie kaufte das Haus 2008, kehrte Stettin den Rücken und zog hierher. Obwohl die Entscheidung ihr nicht leicht gefallen ist: „Doch die Vorteile lagen auf der Hand“, sagt der 37-jährige Popiela, der bis dahin als Generalsekretär der Demokratischen Partei (PD) in Warschau tätig war. In Rosow wurde er Immobilienmakler. „Es war aber mehr Zufall“, sagt er schmunzelnd. Nachdem die Popielas nämlich in Rosow heimisch wurden und als Pioniere der polnischen Ansiedlung galten, mehrten sich die Anfragen. Ihre Landsleute fragten sie nach Häusern, Wohnungen und Formalitäten, die damit verbunden waren. Mittlerweile bietet der Immobilienmakler ein „Siedlungspaket“ an, auch angesichts der Tatsache, dass viele Polen wenig oder kein Deutsch sprechen und sich nicht im deutschen Behördensystem auskennen. Popiela begleitet sie zur Meldestelle, Bank oder zur Zulassungsstelle.

Probleme gebe es keine, sagt er. Zwar habe mal ein älterer Herr gesagt, dass er lieber junge deutsche Familien als polnische im Ort hätte, aber so sei es auch in Ordnung. „Die Deutschen sehen, wir retten die Häuser vor dem Verfall, beleben das Dorf, organisieren Veranstaltungen“, sagt Dominika Popiela, die vor dem Umzug an der Medizinischen Akademie in Stettin arbeitete.

Wenn es Alltagskonflikte gibt, dann werden sie vor allem im Garten ausgetragen. Der Pole sieht kein Problem, den Rasen auch abends und am Wochen-



Haben in Rosow ihr Paradies gefunden: Die polnische Familie Popiela zog vor sechs Jahren aus der Großstadt Stettin in die Uckermark. Radoslaw und Dominika fühlen sich mit ihren drei Kindern Kajetan, Konstancja und Franek wohl hier. Foto: MOZ/Oliver Voigt

ende zu mähen, oder Gartenabfälle hinter dem Haus zu verbrennen, der Deutsche würde nie auf die Idee kommen. „Viele wissen auch nicht, dass sie in Deutschland eine KFZ-Steuer zahlen müssen“, sagt Popiela. „In Polen ist diese im Benzinspreis enthalten.“ Es sind diese Stolperfallen, die anfangs zwar zu Missverständnissen führen, die aber auch schnell ausgeräumt sind.

Missverständnisse im Alltag werden oft schon am Gartenzaun geklärt

Das ist wichtig, denn im Amt Gartz ist mittlerweile jeder zwölfte Einwohner aus Polen. Das liegt mitunter an den Immobilienpreisen: In Stettin zahlt man für eine 60 Quadratmeter große Wohnung, etwa 80 000 Euro. Nur 20 Minuten Autofahrt entfernt, in Rosow, kann man ein Haus mit einer Fläche von 300 Quadratmetern und einem großen Grundstück für diese Summe kaufen. Das deutsche Kindergeld gibt es noch als zusätzlichen Anreiz. Die damit verbundene Verpflichtung, die Kinder hierzulande einzuschulen, verbuchen die polnischen

Familien als zusätzliches Plus. „Unsere Kinder wachsen zweisprachig auf“, sagt Dominika Popiela. „Somit sind sie bestens für die Zukunft gerüstet.“

Ihre zwei Söhne, Kajetan achteinhalb, und Franek, sechs Jahre alt, sprechen mittlerweile Deutsch gar mit einem leicht uckermärkischen Klang. Die anderthalbjährige Tochter Konstancja fängt auch schon an. Polnisch wird zu Hause gesprochen und dank der Initiative der Popielas auch in der Schule im Rahmen des muttersprachlichen Unterrichts gelernt.

„Wir hatten Glück mit den Familien, die hierher kamen“, sagt Frank Gotzmann, der Amtsdirektor von Gartz. Es fallen Worte wie anständig, engagiert, angepasst. Im benachbarten Mecklenburg-Vorpommern lief es nicht so reibungslos ab. Es gab Probleme mit den polnischen Einwanderern, die NPD nutzte dies für eine antipolnische Kampagne und sicherte sich damit zwei von 14 Plätzen im Gemeinderat Löcknitz. Gotzmann räumt zwar auch ein, dass in Gartz die Einheimischen anfangs gegenüber den Neubürgern aus Polen skeptisch waren. „Jetzt sind aber viele froh, die Polen hier zu haben.“ Es gibt Firmenneugründungen, Arbeit für örtliche Handwerker, die bei der Renovierung der Häuser helfen, ein Dorfleben und mehr Kindergartengruppen.

Sogar Wartelisten für die Kita gibt es wieder. Eines von zehn Kindern im „Regenbogenhaus“ stammt mittlerweile aus Polen. „Junge Familien sind wichtig für uns“, sagt die Leiterin Elke Sengebusch, die Gemeinde wird lebendiger und vergrünt sich.

Gotzmann freut sich, dass es wieder zwei erste Klassen in der Grundschule gibt. Nach Gartz kommen vor allem junge Familien, die meisten haben einen Hochschulabschluss. Es sind Architekten, Juristen, Ärzte darunter – aber auch Handwerker und Polizisten. Anders als noch vor einigen Jahren, als die Menschen nur wegen der Sozialleistungen gekommen sind. Nun sprechen Einheimische gar von einer neuen Mittelschicht, die für einen Aufschwung in der Ge-

Freude über mehr Kinder, aber Probleme mit weiterführenden Schulen

gend sorgt. Auch die Kirche profitiert: Die Katholische Gemeinde in Schwedt wächst, von 1100 auf 1800 Mitglieder. Dieser Zuwachs ist einmalig in ganz Deutschland. In Stettin arbeiten viele der Polen, die nun in der Gartzter Region leben. „Wir orientieren uns an Stettin. Für uns ist es eine Art Hoffnung“, sagt Gotzmann. Die Stadt hat 500 000 Einwohner. Der Trend hält an, die Polen siedeln sich weiter gern in der Region an – auch wenn Gotzmann nicht direkt in Polen um neue Einwohner wirbt. Er beobachtet aber genau, wie sich die Ortschaften auf der polnischen Seite der Oder entwickeln, zum Beispiel in Dober (Dobra Szczecinska). Dort wuchs die Bevölkerung um 332 Prozent binnen 20 Jahren, von 5000 Einwohnern auf über 17 000. Im Amt Gartz schrumpfte die Bevölkerung von 9000 auf 7000.

Die Polen fühlen sich in Brandenburgs Nordosten wohl. Doch nicht alles ist Gold was glänzt. Denn die Probleme bleiben trotzdem: Auf beiden Seiten der Oder

ist die Arbeitslosigkeit relativ hoch, die wirtschaftliche Lage lässt einiges zu wünschen übrig. Auch bei einigen polnischen Einwanderern kam nach der „Verliebtheitsphase“ die Ernüchterung. Ihre Kinder müssen auf eine weiterführende Schule nach Schwedt oder Angermünde fahren, das möchten viele Eltern ihrem Nachwuchs nicht zumuten. Manche schauen sich nach Alternativen um, sprechen gar vom Umzug. Auch außerschulisch werde wenig in Gartz geboten.

„Ich bin ein Taxi für meine Kinder, ich muss sie immerzu wegen jeder Sache nach Stettin fahren“, sagt eine Mutter. Sie beklagt das eher magere Nahverkehrsangebot, die niedrigen Löhne beiderseits der Oder und die fehlende Infrastruktur wie Ärzte oder Kitas. Der Immobilienmakler Radoslaw Popiela kennt die Klagen, sagt aber immer wieder: „Man muss sich auf das Leben hier auf dem Land einlassen. Es ist nicht für jeden geeignet“. Die Dörfer mit dem Postkarten-Panorama müsse man mögen, mit einer Großstadt sind sie nicht vergleichbar. Für die Popielas aber ist es der beste Ort in der Welt.

Die Grenzsoldaten waren so alt wie er

Vor 25 Jahren wurde der damals 20-jährige Chris Gueffroy erschossen – das letzte Todesopfer an der Berliner Mauer

In Berlin wurde am Mittwoch an Chris Gueffroy erinnert. Er war der letzte Flüchtling aus der DDR, der vor 25 Jahren – in der Nacht vom 5. zum 6. Februar 1989 – vor Grenzsoldaten an der Mauer erschossen wurde. Nur neun Monate, bevor diese fiel.

VON KARL-HEINZ BAUM

Berlin (epd) „Harmonie“ heißen die Kleingärten am Britzer Verbindungskanal in Berlin zwischen den Stadtteilen Trepow und Neukölln. Bis zum 9. November 1989 teilte hier die Mauer Berlin in Ost und West. Neun Monate zuvor, am 5. Februar in der Stunde vor Mitternacht, spielte sich hier ein Drama ab. Vier Grenzsoldaten feuerten insgesamt 22 Schüsse auf zwei unbewaffnete Flüchtlinge, die genauso alt waren wie sie selbst, auf die 20-jährigen Chris Gueffroy und Christian Gaudian.

Die Geheime Verschlussache der DDR-Grenztruppen nennt „23.39 Uhr“ als Zeitpunkt für

den Kugelhagel, der Gueffroy mit einem Schuss ins Herz tötete und Gaudian erheblich verletzte. Auf der Sterbeurkunde dagegen steht der „6. Februar 9.20 Uhr“ als Todeszeitpunkt, offenkundig eine Fälschung, eine Übung der Staatssicherheit bei Flüchtlingen. Bei einem Herzschuss kann er da nicht mehr gelebt haben.

Karin Gueffroy hörte in jener Nacht nicht zum ersten Mal die Schüsse, die ihr stets den Schlaf raubten. Dass sie diesmal ihrem Sohn galten, ahnte sie aber erst am nächsten Morgen, als er nicht wie verabredet zum Frühstück kam.

Zwei Tage später erfuhr sie einen Teil der Wahrheit. „Ihr Sohn hat einen Anschlag auf eine militärische Einrichtung verübt. Er ist dabei gestorben.“ So umschrieb die DDR Fluchten über die Mauer. Die Mutter bekam einen Schrei, rief immer wieder: „Sie haben ihn ermordet! Sie haben ihn ermordet!“ Nur mit Mühe war sie zu beruhigen mit der Zusicherung: „Der Staatsanwalt wird alles genau untersuchen.“

Doch nach sechs Wochen stellte er fest: Alles sei mit rechten Dingen zugegangen. Eine Straftat liege nicht vor. Von nun an dürfe sie nicht mehr von Mord sprechen. Wer die Mauer überwinden wollte, war für die Herrschenden ein Verbrecher.

Seit jenem 7. Februar übernahm die DDR-Staatssicherheit die Regie. Jeden Tag wurde Karin Gueffroy vorgeladen. Ein Bauwagen stand vor dem Haus, von dort beobachteten und filmten Schnüffler jede Bewegung auf der Straße. Der Staatsanwalt ordnete gegen ihren Willen an, den Sohn einzuäschern. Ein Begräbnisredner wurde vorbeigeschickt und fragte: „Warum hat sich ihr Sohn denn umgebracht?“ Selbst ihm verschwiegen man die Wahrheit.

Chris' Freunde beschlossen, eine Traueranzeige im SED-Blatt „Berliner Zeitung“ aufzugeben. Sie wussten, „an der Mauer erschossen“ durften sie nicht schreiben und wählten die Formulierung, „durch einen tragischen Unglücksfall getötet“. Die Frau in der Anzeigenannahme,

die wohl ahnte, wem die Anzeige galt, ersetzte „getötet“ mit „von uns gegangen“. Sonst hätte sie die Annahme verweigern müssen.

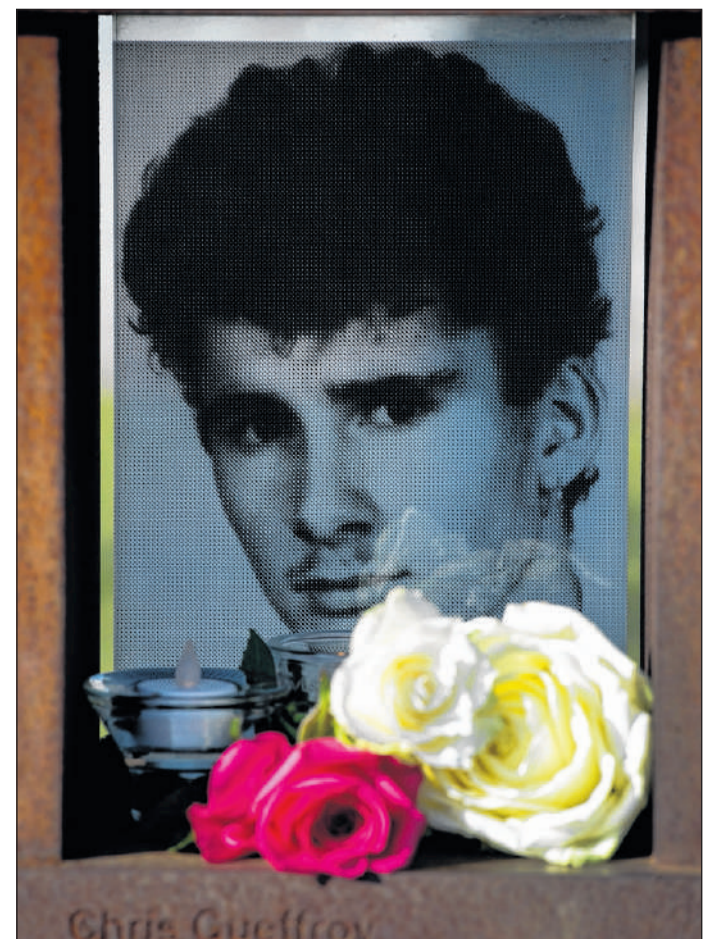
Karin Gueffroy wäre zu so einer Aktion nicht fähig gewesen, aber sie kam ihr recht. Nun wusste sie, ihr Sohn werde nicht wie andere Maueropfer zuvor klammheimlich verscharrt. Sie nahm sein Passbild, legte es in eine Streichholzschachtel, sagte einer Rentnerin, die täglich die Mauer passieren durfte: „Du musst zum Sender Freies Berlin und sagst: „Das ist der Mauertote.“

Die „Abendschau“ meldete es für ganz Berlin. So schlugen sich an die 120 Leute trotz Absperren und Kontrollen zum Friedhof durch – ein stiller Protest mitleidender Mitmenschen. Auch vier westliche, in der DDR akkreditierte Journalisten kamen, berichteten und überführten den ersten Mann der DDR, Erich Honnecker, der Lüge. Er hatte Westpolitikern gesagt: „An der Grenze ist es still!“

Mitflüchtling Christian Gaudian hatte bei der Flucht sei-

nen Ausweis weggeworfen und wurde deshalb im Krankenhaus noch gefoltert. Er wurde wegen „Grenzverletzung im besonders schweren Fall“ mit drei Jahren Haft bestraft und erst im Herbst 1989 begnadigt. Mindestens 138 Menschen wurden laut der Stiftung Berliner Mauer zwischen 1961 und 1989 hier getötet oder kamen in unmittelbarem Zusammenhang mit dem DDR-Grenzregime ums Leben.

1990 setzte sich Karin Gueffroy für die Bestrafung der Täter ein. Nicht nur Schützen, auch Befehlsgeber bis hinauf zum letzten Staatsratsvorsitzenden Egon Krenz wurden bestraft. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg bestätigte ausdrücklich die Urteile. Freilich hat Karin Gueffroy, wie andere auch, ihr Probleme damit, dass die Strafen für die Mauerschützen zur Bewährung ausgesetzt wurden. Doch entscheidend sei der Schuldspruch. „Als Mutter bin ich immer befangen. Aber ich bin nicht verbittert. Das hätte Chris nicht gewollt“, sagt sie.



Rosen für ein junges Opfer: Erinnerung an Chris Gueffroy in der „Kapelle der Versöhnung“ in der Bernauer Straße von Berlin. Foto: dpa